



Gratisbeilage zur „Heissenheimer Zeitung“.

—♦♦♦ Jägerlied. ♦♦♦—

Frisch auf, ihr Jäger frei und stink!
Die Büchse von der Wand!
Der Mutige bekämpft die Welt.
Frisch auf den Feind! frisch in das Feld,
Fürs deutsche Vaterland!

Aus Westen, Norden, Süd und Ost
Treibt uns der Rache Strahl,
Vom Oderflusse, Weser, Main,
Vom Elbstrom und vom Vater Rhein
Und aus dem Donautal.

Doch Brüder sind wir allzusamm
Und das schwellt unsern Mut.
Uns knüpft der Sprache heilig Band,
Uns knüpft ein Gott, ein Vaterland,
Ein treues, deutsches Blut.

Nicht zum Erobern zogen wir
Vom väterlichen Herd;
Die schändlichste Tyrannenmacht
Bekämpfen wir in freud'ger Schlacht,
Das ist des Blutes wert.

Es geht jetzt gegen eine Welt,
Wir zagen deshalb nicht,
Mit Singen ziehn wir in den Kampf,
Ob im Geschütz- und Pulverdampf
Auch manches Auge bricht.

Ihr aber, die uns treu geliebt,
Der Herr sei euer Schild,
Bezahlen wir's mit unserm Blut!
Denn Freiheit ist das höchste Gut,
Ob's tausend Leben gilt.

Drum, muntre Jäger frei und stink,
Wie auch das Liebchen weint!
Gott hilft uns im gerechten Krieg.
Frisch in den Kampf! — Tod oder Sieg!
Frisch, Brüder, auf den Feind!

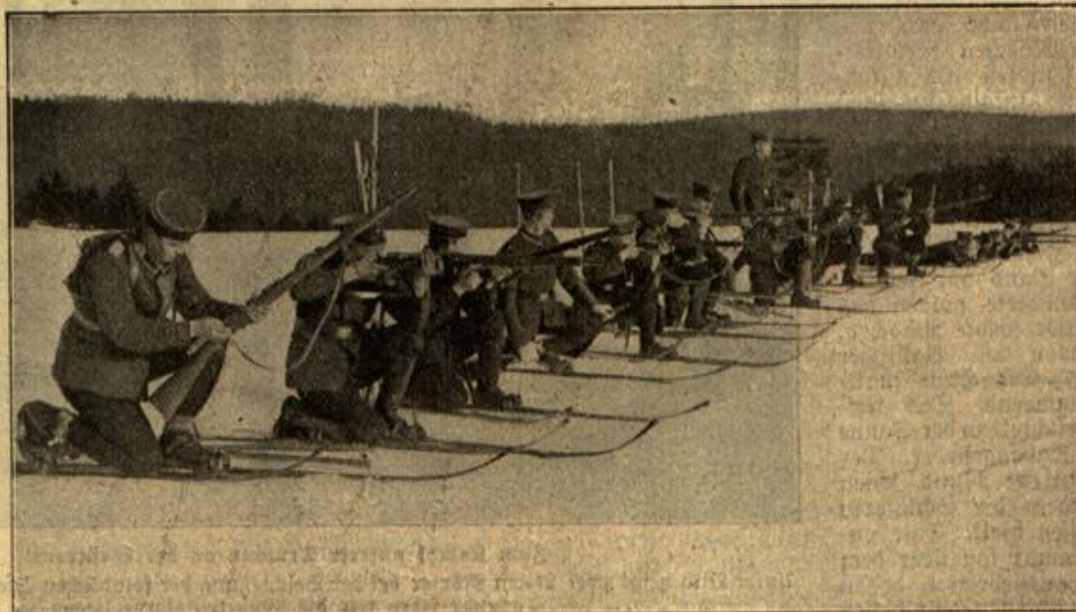
Theodor Körner.

Die Prachtmenschen.

Roman von
H. Nicksch.
Fortf. Nachdr. verb.

Es ist eine alte Geschichte und doch bleibt sie ewig neu, daß die Liebe eines Siebzehn- bis Zwanzigjährigen meist auf eine Dame älteren Jahrgangs fällt. Die jungen Leute verwechseln die Frauen mit dem Wein, sie glauben wohl, daß die größere Reife und Ablagerung auch den besseren Inhaltzeitigt. Frau Pracht konnte daher dem sich entspinnenden Wortgefecht des Gatten mit seinem Jüngsten mit einem Nicken auf den Lippen folgen.

„Ich bin sehr geachtet, Vater, und ich dulde es nicht, daß eine Dame, die ich hochachte, in meiner Gegenwart beleidigt wird.“ „Sans Willi! Du sprichst mit dem Vater!“ rief der ältere



Militär-Schießübungen auf Schneeschuhen.

Ein schneereicher Winter darf einer kriegsführenden Macht keine Schwierigkeiten bereiten. Deswegen sind auch unsere Truppen schon in Friedenszeiten eifrig in der Ueberwindung der Hindernisse, die durch Schneeberührungen usw. entstehen, eingeübt. Wir zeigen hier eine Militärpatrouille bei einem Angriff in Schützenlinie.

In Sans Willibalds Brust kämpfte die Männlichkeit mit den Geistern des Mosels einen schweren Kampf. Der „Mann“ wollte standhaft bleiben und den hingeworfenen Fehdehandschuh nicht im Stich lassen. Die Moselgeister aber hatten sich in die Tränendrüse gesetzt und versuchten diese zum Ueberlaufen

Bruder mahnend. Doch der hörte nicht und blieb kampfbereit stehen, soweit der genossene Wein ihm das Feststehen gestattete. Pracht sah, daß er taumelte. Er wußte genug und reizte den Sohn nicht weiter. Es sollte kein Mißklang den schönen Abend trüben.

„Es freut mich, mein Junge, daß Du für eine Dame Partei nimmst, wenn auch gegen den eigenen Vater. Nur könntest Du es ein wenig ruhiger tun. Du ellieren willst Du Dich hoffentlich nicht mit mir, auch wenn ich nicht reboziere?“

„Ich nehme Deine Erklärung an, Vater,“ rief der „Mann“ mit kraftvoller Stimme. Doch die Noselgeisterchen setzten hinzu: „Aber Ilse Mulad ist ein anständiges Mädchen!“ und die Tränenschleuse öffnete sich. Hans Willibald brach in ein trostloses Schluchzen aus und sank seiner Mutter an die Brust.

„Ich möchte sterben, Mutter, hu, hu, es ist alles, hu, hu,“



Dr. Charles Bourcart wurde als Nachfolger Dr. Choffats, der aus Gesundheitsrücksichten vom Amte zurücktrat, vom schweizerischen Bundesrat zum Gesandten in Wien ernannt. Dr. Bourcart begann seine diplomatische Laufbahn als Attaché der schweizerischen Gesandtschaft in Paris. Im Jahre 1891 kam er, nachdem er inzwischen zum Legationsrat ernannt worden war, als Geschäftsträger nach London und wurde später zum bevollmächtigten Minister ernannt. 1902 zog er sich in seiner Heimatstadt Basel ins Privatleben zurück, trat aber zehn Jahre darauf wieder in den Dienst der Eidgenossenschaft als Sekretär des politischen Departements und hatte bis vor kurzem das Auswärtige Amt inne.

so schal und öde auf der Welt, hu, hu! Keine Treue, kein Glauben mehr, hu, hu!“

Noch ein tiefes Aufschluchzen, dann war der tapfere, Frauenehre verteidigende Hans Willibald am treuen Mutterbusen eingeschlafen. Hans Joachim, unterstützt vom vorsichtig lächelnden Franz, brachte das jugendliche Opfer der Noselgeisterchen zu Bett.

Als Hans Joachim zurückkehrte, ging man zum Sekt über, auf den der jüngste Bracht sich so sehr gefreut hatte, weil es das Getränk seiner hoffnungsvollen Zukunft sein würde. Nun lag der künftige Schlemmer bleich im stillen Kammerlein und sagte in harter Frohnarbeit an einem Ast herum, der doch nicht durchgehen wollte.

Frau Bracht konnte es am nächsten Morgen nicht erwarten, bis die beiden Mädchen herunterkamen. Die schliefen als Großstädterinnen und infolge des lang gesponnenen gestrigen Abends bis in den hellen Tag hinein. Da schlich sie sich leise in das Zimmer der jungen Damen und betrachtete die friedlich Schlafenden lange.

Es war ein entzückender Anblick. Elenores Lager stand am Fenster, die Sonne beleuchtete golden das friedlich schlafende schöne Mädchen. Das Gesicht war von klassischer Regelmäßigkeit. Die Haut mattweiß und schimmernd. Das tief-schwarze Haar leuchtete in der Sonne wie glänzendes Rabengefieder. Der rote, feingeschnittene Mund schien zu reden, trotzdem die Schläferin ihn fest geschlossen hielt. Eine unvergleichliche Anmut lag über dem schönen Gesicht ausgebreitet, dessen hohe Stirn Geist und Klugheit, dessen Mund Energie verriet.

Der Kopf ruhte auf einem schlanken Hals, der aus einer garten, edel geformten Wüste herauswuchs. Die Schläferin hielt die schönen, weißen Arme, von denen das Nachtgewand zurückgeglitten war, um den Kopf verschlungen. Am Tage trug Elenore das prächtige Haar in einem starken, friedlichen Knoten im Nacken, so daß die feine, entzückende Form des Kopfes rein hervortrat.

Die stille Bauerin betrachtete das schöne Mädchen mit tiefer Rührung. Ein inbrünstiges Gebet stieg zum Himmel

Dann schlich Frau Bracht zu Silbe hinüber. Die mußte ziemlich unruhig geschlafen haben, denn die Decke war halb zur Erde gegelitten. Silbe war viel kleiner wie die große, schön gewachsene Schwester, sie war auch rundlicher, molliger. Alles an ihr atmete Weichheit, die edigen Linien des Vadersches waren völlig verschwunden. Das Gesicht Silbes war ein seltsames Gemisch von Unregelmäßigkeiten. Da stand nichts zu einander im rechten Verhältnis, und gerade dadurch wirkte Silbe pikant und anziehend. Die Stirn war nicht hoch, die Augenbrauen nur schwach, die Nase hatte die feste Soubrettenform und der Mund war zwar rot und voll, aber doch etwas groß. Die Haare waren von einem stumpfen Blond, aber von Natur kraus und wirkten dadurch gut. Trotz dieser Abweichungen von den Gesetzen der Schönheit war Silbe ein entzückendes Geschöpf, noch entzückender aber, wenn die lebhaften braunen Augen leuchteten und das noch lebhaftere Mienenspiel jede Muskel des Gesichtes in Bewegung hielt.

Nur schwer riß Frau Bracht sich von dem anmutigen Silbe los. Sie wollte hinüber in den anderen Flügel, wo die Söhne schliefen, um nach Hans Willibald zu sehen.

Der saß im Bett, als die Mutter leise ins Zimmer trat, und sah sie mit traurigen Augen an.

„Mir ist so elend, Mutter. Ich weiß nicht, was gestern mit mir geschehen ist, ich muß wohl Gift genossen haben.“

Frau Bracht mußte trotz des jammervollen Bildes lächeln. Der Vater des Jüngsten war recht ausgewachsen.

„Ich werde Dir einen schmachhaften Hering herausschicken, mein Junge. Der vertreibt Dir alles Leid und Weh.“

„Der Vater allein ist es nicht, Mutter. Es muß noch etwas anderes sein. Doch ich entfinne mich nicht mehr, was es war. Dunkel schwebt mir etwas von einem Duell vor Augen.“

Frau Bracht wurde ernst. Sie setzte sich auf den Rand des Bettes: „Ich will es Dir sagen, Hans Willibald. Du hast uns großen Kummer bereitet, weil Du Dich mit Ilse Mulad — wie soll ich gleich sagen — eingelassen hast. Das hätte ich von meinem Jungen nie gedacht. Es hat mir recht wehe getan.“

„Das war es also!“ Hans Willibalds Blick war stier auf den Boden gerichtet. „Die Elende!“ Plötzlich fiel er der Mutter um den Hals: „Sei nicht böse, Mutter. Ich war ein ganz dummer Junge. Ja, das war ich.“ Hans Willibald



Zum Kampf unserer Truppen an der Westfront. Unser Bild zeigt zwei 21-cm Mörser bei der Beschießung der feindlichen Stellungen. Im Vordergrund sehen wir die Munitionskörbe liegen.

kam sich durch diese energische Selbstanklage wie ein asketischer Blüher vor.

„Du hast uns recht sorgenvolle Stunden bereitet, Hans Willibald. Papa hat nämlich einen Brief gefunden, der von Ilse Mulad an Dich geschrieben war. Wir hatten geglaubt, er sei an Hans Joachim gerichtet.“

„An Hans Joachim? Ne, Mutter, Hans Joachim hat seine Gedanken wo anders.“ Plötzlich stupste Hans Willibald. Das Gespräch fiel ihm ein, das er kürzlich mit dem Bruder

hatte. Was sagte Hans Joachim da? Sein Glück hieß Ilse! Also doch Ilse. Oder vielmehr: Auch Ilse! Beide Brüder waren derselben Kokette zum Opfer gefallen. Aber nur nichts verraten. Hans Joachim baute auf seine Verschwiegenheit. Er sollte sich in ihm nicht getäuscht haben. Und er wollte auch für den Bruder denken, denn der war ein viel zu idealer Träumer, um allein von dieser Ilse loszukommen. Er wollte ihr schreiben, sie warnen und ihr drohen. Der Brief würde ein diplomatisches Meisterstück werden. Ja, die Welt sollte ihr Wunder erleben, was verratene erste Liebe aus Hans Willibald gemacht hatte. Jetzt hegte er nur den Wunsch, die Mutter so schnell als möglich zu entfernen, um ungestört den Brief schreiben zu können. Das Eisen sollte heiß geschmiedet werden. Mit vortrefflich gespielter Reue warf er sich an die Brust der Mutter: „Verzeihe mir, Mutter. Es war eine Jugendverirrung und soll nicht wieder vorkommen. Mein krankhafter Zustand wird wohl daran schuld gewesen sein. Ich bessere mich ganz bestimmt.“

Die Mutter mußte lächeln. Ihr erschien die Sache wirklich nicht so schlimm. Es war eben ein Jünglingsstreich. Sie küßte

geehrtes Fräulein, lassen Sie meinen Bruder in Ruhe. Sonst könnte ich fürchterlicher werden als Othello, der Mohr von Venedig. Doch was wissen Sie von dem? Lassen Sie es sich gesagt sein: Mein Bruder steht unter meinem Schutz! Wehe Ihnen, wenn Sie ihn nicht in Frieden lassen! Sonst verachte ich Sie zum dritten Male. Womit ich überhaupt verbleibe mit freundlichen Grüßen hochachtungsvoll

Hans Willibald Bracht.

Hans Willibald adressierte den Brief, zog sich schnell an und ging hinunter. Franz wollte gerade ins Dorf, ihm wurde der Brief zur Beforgung mitgegeben. Dann stürzte sich der Jüngling auf den Frühstückstisch, er lechzte nach einer Tasse Kaffee.

Das Barometer war gefallen. Das bisher so herrliche Wetter schlug um. Es lag Regen in der Luft und der Himmel war bewölkt.

„Kinder, Ihr bringt doch nicht etwa Euren berühmten Münchner Spagatregen mit?“ neckte Bracht die Nichten. „Den können wir hier nicht brauchen. Das heißt, als Landwirt wäre mir Regen hochwillkommen, als Onkel zweier Nichten wünsche ich das Wasser aber sonst wohin. Denn bei Regenwetter ist auch unser schöner Brachthof ein trübfeliger Aufenthalt für verwöhnte Großstädterinnen.“

„Wir sind nicht verwöhnt, Onkel, in Punkt Regen nun schon gar nicht. Den haben wir in München aus erster Hand,“ lachte Hilde. —

„Wenn Du den Regen als Landwirt gebrauchst, soll er mir willkommen ein,“ fiel Elenore ein. „Wir können uns auch im Hause beschäftigen, der Tante helfen, lesen oder musizieren. Hans Joachim ist gewiß noch der leidenschaftliche Musikfreund, als den ich ihn noch in Erinnerung habe?“

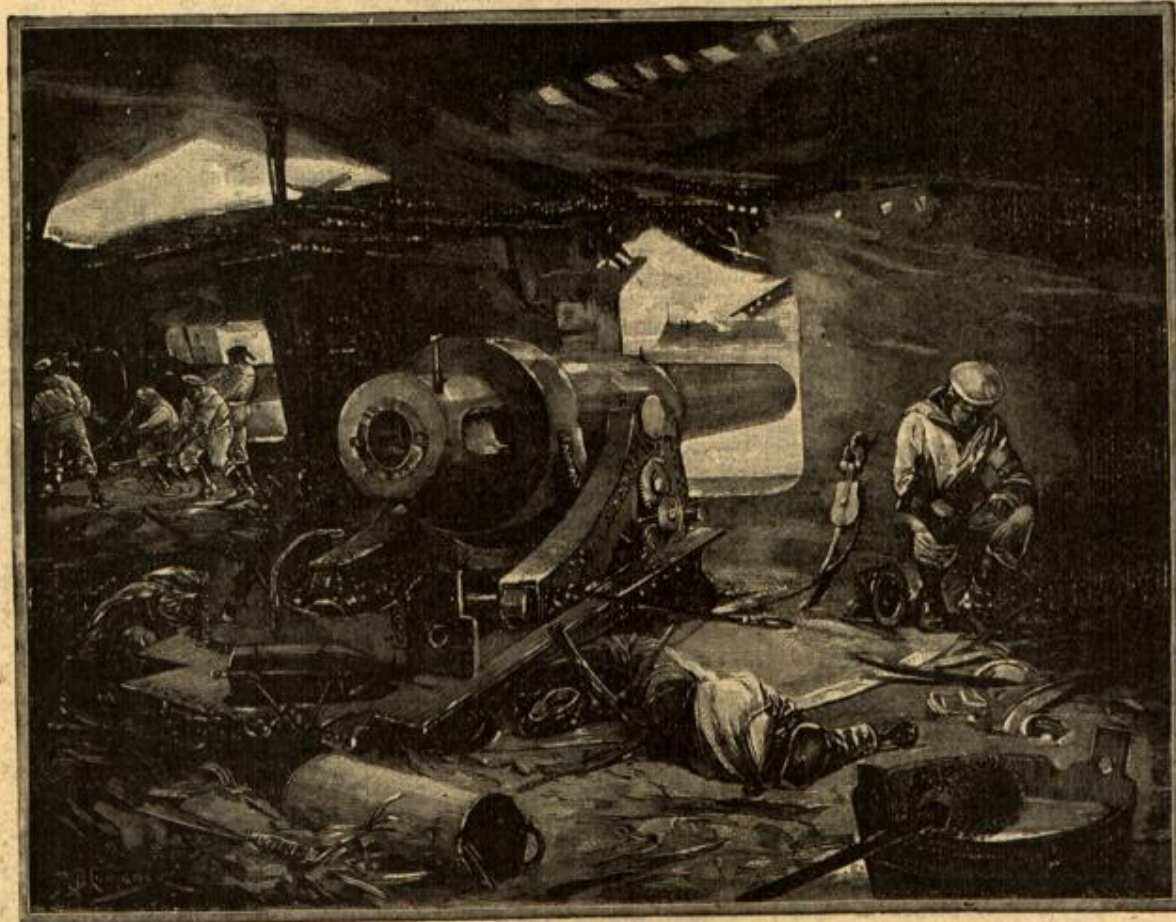
„Der bin ich noch Elenore. Ich habe mich auf Dein Kommen recht gefreut, denn aus den Briefen der Tante weiß ich, daß Deine Altstimme sich herrlich entwickelt hat. Hilde soll einen hellen Sopran haben, wir könnten ein Quartett zusammenstellen. Der Kleine hier singt einen ganz guten Bass und ich helfe mit meinem Tenor, so schlecht und recht es geht.“

Frau Bracht strahlte über das ganze Gesicht. Das ging alles über Erwarten gut. Wenn Hans Joachim für seine Neigungen so viel Verständnis fand, dann mußte sein Herz ja dem schönen Mädchen zufliegen. Sie warf einen Blick durchs Fenster: „Es regnet bereits, Kinder. Draußen ist nun doch nichts mehr anzufangen. Ich schlage vor, Ihr wandert gleich ins Musikzimmer. Währenddem werde ich mich um meine Wirtschaft kümmern, und am Abend hören Papa und ich dann, was Ihr eingeübt habt.“

Vergnügt eilte Frau Bracht mit ihrem klappernden Schlüsselbund davon, während das junge Volk sich ins Musikzimmer zurückzog, das neben dem vornehm ausgestatteten Salon lag.

Es regnete auch am folgenden Tage noch. Die Familie saß auf der geschützten Veranda beim Kaffee. Der Regen war warm und würziger, kräftiger Duft wehte vom Garten herein. Man fühlte deutlich, wie der Himmelsseggen der etwas trocknen gewordenen Erde wohlthat.

(Fortsetzung folgt.)



Nach der Granate. Gedeckte Batterie im Feuer von Panzerfahrzeugen. Zeichnung von R. Blumenau.

ihren Zungen auf den Mund: „Weil Du so hübsch bittest, sei Dir vergeben. Mit Papa will ich reden, damit die häßliche Geschichte überhaupt begraben bleibt. Wir wollen nicht mehr davon sprechen.“

Als die Mutter gegangen war, sprang Hans Willibald hastig aus dem Bett und stürzte, wie er war, an den Schreibtisch. Nach Verbrauch von sieben Briefbogen und zwei Stahlfedern kam endlich der niederschmetternde Brief zustande:

Geehrtes Fräulein!

Durch Papa habe ich erfahren, daß Sie mit einem andern gehen. Ich verachte Sie. Ist das die Treue, die Sie mir geschworen haben? Aber wie konnte ich auf Weibertreue bauen! Die Geschichte lehrt es uns zur Genüge, was Weibertreue wert ist. Denken Sie nur an Simson und Dalila und so viele andere, deren Namen mir im Moment nicht einfallen. Ich will jedoch Ihr Simson nicht sein, mein Fräulein, den Sie um seine Haare betrügen möchten. Ich bin fertig mit Ihnen, denn ich verachte Sie zum zweiten Male.

Daß Sie aber auch meinem Bruder Hans Joachim nachstellen, das verzeihe ich Ihnen nicht. Ich warne Sie, sehr

Verlassen von allen Bewohnern, lag das kleine ostpreussische Dorf, als der deutsche Major mit seinem Bataillon dort anlangte. Es war eine versprengte Schar, die todesmutig standgehalten und starke Verluste gehabt hatte. Der Major wunderte sich, daß er auf ein erhaltenes Dorf stieß, wo die Russen offenbar noch keine Arbeit getan hatten. Und er freute sich, seinen ermüdeten Soldaten wieder eine Nacht Ruhe und ein schützendes Dach über dem Kopf bieten zu können.

Nachdem er alle Gehöfte hatte absuchen lassen, ob nicht der Feind sich verborgen halte, beauftragte er die erste Kompagnie mit der Sicherung des Ortes durch Aufwachposten und ließ die übrigen Kompagnien Alarmquartiere beziehen.

Nach dem dies geschehen, saß der Major in seiner niedrigen Stütze mit seinem Adjutanten und einigen Kompagnieführern. Alle waren über die Generalsstabskarten gebeugt, um sich zu orientieren, wo sie eigentlich seien und welche Marschrichtung am nächsten Tage einzuhalten sei. Unterdes hatte einer von den jüngeren Offizieren von dem Rest Rum, den er in der Speisekammer gefunden, einen ostpreussischen Maitrank gebraut und reichte ihn dem Vorgesetzten und den Kameraden. Nachdem sie noch eine Weile geplaudert und Karten an die Wände nach Hause geschrieben hatten, begaben sich alle, mit Ausnahme des Majors, zur Ruhe. In ihm klopfte noch die Sorge. Es war ihm, als sei er der Hirte einer kleinen, ihm anvertrauten Herde, über die er wachen müsse. Und so wanderte er in dem kleinen Gemach hin und her, ohne daß seine Augen schlafmüde wurden.

Seine Umgebung heimelte ihn an. Da war Urbäterhausrat, sauber gehalten, mit der Schattierung des Gemüthlichen, das deutsche Bauerngehöfte auszeichnet. Er beruhigte merkwürdig seine Nerven, die von so viel Furchtbarem durchzittert waren. Wenn man ihm früher das geschildert hätte, was seine Augen jetzt gesehen — er hätte es für einen Danteschen Traum, für grauamste Dichterphantasie gehalten!

Und jetzt war er durch alle diese Schrecken gegangen!

Er blieb vor dem Fenster stehen und schaute in die wieder sternklar gewordene Nacht hinaus. Seine Brust hob sich hoffnungsvoll. Es gab doch noch Ruhe in der Welt! Dort oben bei den Gestirnen waltete sie in glühend stiller Pracht und würde sich auch noch einmal auf sein geliebtes Vaterland herabsenken. Glücklich der, der dafür kämpfen durfte!

Er mußte heute viel seines Freundes gedenken, des einzigen fast, den er befehlen hatte. Seit der Sexta des Kadettenkorps waren sie miteinander verbunden und hatten Freud und Leid treulich geteilt. Als sie, ziemlich zu gleicher Zeit, zum Hauptmann befördert wurden, ereilte den Freund das Geschick. Auf einer Nachtlagerung hatte er sich erkältet und war wenige Tage darauf an einer Lungenentzündung gestorben. Wenn er diesen Krieg erlebt hätte! Wie oft hatte er davon gesprochen, daß ihm nur vor dem „Strohtod“ bange, daß er es sich herrlich denke, an der Spitze seiner Kompagnie von einer Kugel durchbohrt zu werden.

„Möchte mich der alte Gott nur einen ehrlichen Soldatentod sterben lassen,“ war sein oft geäußertes, heißer Wunsch gewesen.

Es war anders gekommen.

Seit — in dieser Nacht — so vorgezogen als kämpfendes, winziges Glied des Riesenkorps, den das deutsche Heer darstellte, fiel dem Major ein halb vergessenes Versprechen ein, das er und sein Freund sich in jungen Jahren gegeben hatten: Der, der im Tode voranging, sollte dem Zurückgebliebenen Kunde aus der geistigen Welt bringen, wenn solches möglich war. Deutlich sah der Major sich selbst und den Freund unter den blühenden märkischen Kirichen sitzen und tiefsinnige Gedanken über Tod und Unsterblichkeit austauschen. Beide hatten den festgewurzelten Glauben gehabt, daß da, hinter dem Sichtbaren, noch etwas anderes sein müsse, als man gewöhnlich annahm, — daß der Tod nicht löse, sondern aufbaue. Und es hatte in ihren jungen Seelen eine große Sehnsucht nach jenem Räthselhaften, Ersehnten und zugleich Gefürchteten gelebt. Aus dieser Stimmung heraus war jenes Versprechen gegeben worden.

Nun waren Jahre darüber hinweggezogen, nicht nur über das Versprechen, sondern auch über den Tod des Freundes. Und kein Zeichen, keine Kunde war gekommen! So war es also doch nicht möglich, Verbindung zu schaffen von der geistigen zur irdischen Welt. Der Freund hätte Wort gehalten, wenn es einen Weg dazu gegeben hätte.

Wie deutlich stand er vor ihm! Es war dem Major, als sei der Freund ihm körperlich nahe. Seine Phantasie arbeitete so lebhaft, daß er vermeinte, ihm die Hand zu drücken. Sie war sehr kalt. Der Major verscheuchte den Eindruck. „Ueberanstrengte Nerven,“ murmelte er. Aber es half nichts — der Freund stand vor ihm — merkwürdig ernst, groß und gebieterisch. Er sprach auch, aber seine Stimme klang wie aus weiter Ferne. Der Major horchte mit seitwärts gesenktem Haupt, wie einer, der mit Anstrengung einen Schall aufzufangen will. Was hörte er?

„Eine starke russische Uebermacht ist von Osten her im Anmarsch auf dieses Dorf — Du wirst sie vernichten, wenn Du rechtzeitig Vorkehrungen triffst.“

Der Major atmete wie ein Kranker.

„Werner Du — Du hältst so herrlich Dein Versprechen, mir Kunde zu bringen! Aber spät!“ murmelte der Major.

„Ich mußte warten bis zu diesem Krieg, um mein Versprechen einzulösen. Nun eile!“

Die Gestalt verschwand. Der Major fand sich, aus seinen Sinnen erwachend, am Fensterkreuz lehnd, mit gespanntem Ohr lauschend, sehnenden Auges forschend. Welch ein Erlebnis! Sollte er es als den Zauber überreizter Nerven, sollte er es als Wirklichkeit nehmen?

Mit aller Gewalt riß er sich zusammen. Und so sehr ihn plötzlich eine bleierne Müdigkeit befiel, war es ihm doch, als müsse er hinaus und sich selbst von der Sicherheit seiner Lage überzeugen.

Er überlegte, daß die Infanteriepatrouillen nur die nächste Umgebung aufklären konnten, daß darüber hinaus aber Gefahr im Anmarsch sein könne. So beschloß er, selbst zu Pferde das weitere Gelände zu erforschen. Er wedte seinen Burschen, ließ sein Pferd satteln und wollte eben aufsigen, als sein Adjutant plötzlich neben ihm stand.

„Verzeihung, Herr Major,“ sagte dieser, „aber es war mir, als habe mich jemand gerufen. Obgleich ich niemanden sah, glaubte ich doch unbedingt folgen zu müssen.“

Den Major durchzuckte ein elektrischer Schlag.

„Gut,“ sagte er, „wer es auch gewesen sei — ob Ihre Nerven oder eine andere Stimme — begleiten Sie mich.“

Auch der Adjutant ließ sein Pferd satteln, und bald darauf galoppierten beide zum Dorfe hinaus, an der Vorpostenkompanie vorüber, nach Westen zu. Sie trafen Patrouillen, gaben sich zu erkennen und ritten weiter. Beide hatten das Gefühl, als ob eine unerklärliche Macht sie treibe.

Ein merkwürdig stiller, starker Mondenglanz überleuchtete die Ebene, und in scharfen Umrissen hob sich der Wald im Norden von der Helle. Sie mochten ungefähr vier Kilometer geritten sein, als sie zur rechten Hand eine Anhöhe gewahrten. Sie saßen ab, banden ihre Pferde an einen Chausseebaum und erstiegen den Hügel. Hier legten sie sich hin, weil ihre Körper im Mondenschein zu sehr hervortraten. Mit den Kräftestechern suchten sie die Gegend ab. Nichts war zu entdecken — tiefe Stille ringsum — nur ihr Atem hörbar.

Der Major liebte seinen Adjutanten wie einen Sohn. Und ehe er wußte, was ihn dazu getrieben, hatte er den Druck von dem, was er erlebt, sich von der Seele geredet, dem viel jüngeren Kameraden sein Erlebnis erzählt.

Der Adjutant schwieg eine Weile, im tiefsten Innern betroffen; dann sagte er: „Jetzt ist mir der Ruf erklärt, den ich gehört habe. Ich glaube, wir erleben heute etwas, Herr Major.“

Und sie lauschten mit allen Sinnen hinaus in die Ferne.

Da endlich zog im Westen eine Schlange heran. Und als ob er den heimlichen Beobachtern eine Gunst erweisen wollte, trat jetzt der Mond aus einer Wolke hervor, hinter der er kurze Zeit versteckt gewesen war. In seinem Lichte erkannten die Forschenden, daß es eine feindliche Abteilung sei, die heranrückte.

„Da sind sie,“ flüsterte der Major, mit freudigem Beben, „sie sind uns in der Luftlinie nahe, aber da sie den See umgehen müssen, gewinnen wir Zeit.“

Sie krochen die Anhöhe herab zu ihren Pferden, schlangen sich auf und in rasendem Galopp ging es zum Dorfe zurück. Schnell waren die Kompagnien alarmiert, die Befehle gegeben. Schweigend tat jeder seine Pflicht.

Die Vorpostenkompanie blieb in ihrer Stellung am Dorftrand, nördlich besetzten zwei Kompagnien den Wald; südlich, in einem Weizenfeld, nahmen die vierte und die dem Bataillon zugeteilte Maschinengewehrkompanie Aufstellung.

Patrouillen die Kunde von seinem Nahen.

Dem Major entfuhr ein freudiges Aufatmen; fröhlich machte er dem Adjutanten ein Zeichen. Wenn sie jetzt noch im Dorf gelegen hätten, wäre an das Einnehmen einer so günstigen Stellung nicht zu denken gewesen.

Die russische Vorhut wurde aus nächster Entfernung von der Vorpostenkompanie mit Gewehrfeuer empfangen, und jetzt vollzog sich in kurzem Zeitraum, förmlich planmäßig, ein seltsames Schauspiel: der Feind erhielt von drei Seiten vernichtendes Feuer und glaubte eine starke Uebermacht vor sich zu haben. So geschah es, daß eine kleine deutsche Schar, ver-

um das Dreifache überlegene russische Abtheilung teils vernichten, teils gefangennehmen konnte.

Als das deutsche Bataillon sich nach siegreichem Gefecht sammelte, suchte man nach dem Führer, dem Major.

Wo war er?

Deutlich hatten die Offiziere und Mannschaften gesehen, wie er überall selbst die Kompagnieführer mit leiser Stimme angewiesen hatte. Wie mit überirdischer Macht begabt, war der pflichttreue Mann bald hier, bald dort aufgetaucht. Endlich fand man ihn, die Brust durchbohrt, neben seinem toten Pferde. Seine Augen waren nicht geschlossen, auch nicht gebrochen, sondern starrten mit einem merkwürdig großen, fra-



Kriegsrat bei Friedrich dem Großen. Nach dem Gemälde von Joh. Hamza.

genden Ausdruck in die Ferne. Um seine leicht geöffneten Lippen lag ein Lächeln, wie es edle Menschen haben, wenn sie danken, wenn eine ganze, seine, schöne Seele sich in Dank und Verehrung hineinlegt.

„So herrlich sterben können,“ sagte sein Adjutant, „so herrlich sterben, ist ein Göttergeschenk!“

Er allein wußte, wenn der Dank des Majors galt. Er galt dem früh verstorbenen Kameraden.

Und sie hüllten ihn in seinen Mantel und begruben den geliebten Führer.

Gedämpfter Trommelschlag klang über das Schlachtfeld und grüßte den Toten.

♣ Spielschulden. ♣

(Fortsetzung.)

Erzählung von Franz Otto Beder.

(Nachdruck verboten.)

Friedrich schwieg. Er fühlte nur zu sehr, wie berechtigt die Vorwürfe seines Onkels waren. Was er zu seiner Verteidigung sagen konnte, das hatte er schon gesagt, mehr hatte er nicht vorzubringen.

„Wie hoch ist denn Deine Schuld?“

Wieder klang die erregte Stimme seines Onkels an sein Ohr.

„Zwanzig bis dreißigtausend Mark,“ kam es tonlos von seinen Lippen.

„Was?“ schrie Benno von Rottmann empört. „Das ist ja ein Vermögen. Und Du weißt es noch nicht einmal genau? Warst Du denn so sehr von Sinnen?“

Der Nefse zuckte die Achsel.

Den Major ärgerte diese scheinbare Gleichgültigkeit.

„Was denkst Du denn jetzt zu tun?“

„Darum komme ich ja gerade zu Dir, um Deinen Rat zu erbitten.“

„So, jetzt kommst Du, wenn Dir das Wasser bis zum Hals reicht! Früher hast Du Dich nicht um meinen Rat gekümmert. Hättest Du es getan, wärst Du bei deinen geblieben, anstatt nach dem Gelde zu gieren, von dem nur Unheil in die Welt gekommen ist, dann sähest Du jetzt nicht hier mit der Armesündermienne. Ja, ich weiß Dir keinen Rat. Hilf Dir selbst, mein Junge! Meinst Du vielleicht, ich gebe mein Geld her, für Deine nichtsnutzigen Passionen? So dumm bin ich noch lange nicht. Mein Vermögen sollte Euch zur Kaution dienen, daß Ihr heiraten konntet, aber nicht zur Bezahlung Deiner Spielschulden. Bilde Dir das nur nicht ein. Vor allen Dingen muß das Geld für Luise aufgehoben werden, damit die einmal später etwas hat, wovon sie leben kann, wenn sie allein steht. Das muß ihr unter allen Umständen gesichert bleiben, wo Du so gewissenlos warst, ihre ganze Zukunft aufs Spiel zu setzen. Von mir bekommst Du keinen Pfennig!“

„Ob Du es mir glauben willst, oder nicht,“ versetzte der Leutnant, „das habe ich auch gar nicht im Sinne gehabt und auch gar nicht von Dir erwartet. Ich wollte nur einen Rat hören, was ich anfangen soll.“

„Rat?“ Der Major lachte höhnisch. „Warum sagst Du Dir das nicht selber, was Du zu tun hast? Schreibe Deiner Braut, wenn Du es ihr nicht ins Gesicht zu sagen traust, daß Du ihrer unwürdig bist und daß Du frevlerisch Euer Glück vernichtet hast, und bitte sie, das Verlöbniß aufzulösen. Sieh zu, das Geld zu leihen, um Deine Schulden bezahlen zu können, zieh den Soldatenrock aus, such Dir eine Stelle und arbeite von früh bis spät, daß Du Deine Schulden abverdienst. Das ist das einzige, was ich Dir raten kann.“

Friedrich stand auf.

„Ich danke Dir für Deinen Rat. Vielleicht sagst Du mir aber auch noch, von wem ich das Geld leihen soll und wo ich eine Stelle finden soll.“

Der Major wußte nicht recht, ob das Ernst oder Hohn war, was sein Nefse sprach. Aus seinem blassen, starren Gesicht ließ sich keins von beiden erkennen.

„Das ist Deine Sache,“ entgegnete der Alte knurrend.

„Da will ich jetzt gehen.“

Onkel und Nefse standen sich eine Weile stumm Auge in Auge gegenüber.

„Wir sehen uns vielleicht nicht mehr. Leb' wohl, Onkel!“

Friedrich streckte dem Major die Hand hin.

In dessen Gesicht zuckte es vor Zorn und Schmerz.

„Das also ist jetzt das Ende! Und was hab ich auf Dich für Hoffnungen gesetzt. Und alles jetzt zerstört!“

Der Major wandte sich ab und schritt zum Fenster. An den Scheiben trommelte er wütend den Generalmarsch. Als er sich umdrehte, war sein Nefse verschwunden.

Einen Augenblick kam eine weichere Regung über ihn: sollte er dem unglücklichen Nefsen nicht doch sein ganzes Vermögen opfern, um ihn vor der Schande zu retten?

Dann aber biß er wütend auf seinen Schnurrbart. Was half es denn, wenn er sein Vermögen hergab? Er mußte für Luise sorgen, der einmal nichts blieb, wenn ihre Mutter tot war, und er hatte keine Garantie dafür, daß sich sein Nefse nicht abermals in Schulden stürzte, wenn er ihm jetzt geholfen hatte. Wer sollte ihm dann helfen?

Und mit einem gewaltigen „Donnerwetter“ schmetterte er schwer seine harte Faust dröhnend auf den Tisch, daß der Totenkopf-Bierkrug rasselnd in die Höhe sprang.

Dann ward es ihm wieder leichter ums Herz und ruhelos wanderte er im Zimmer auf und ab, um zu überlegen, was zu tun sei. Aber er konnte zu keinem Resultat gelangen.

8.

Friedrich von Rottmann irrte verzweiflungsvoll durch die Straßen der Stadt, ohne zu wissen, wo er ging. Zwei Gedanken bewegten ihn nur: Er mußte das Geld schaffen und er mußte eine Möglichkeit finden, wie er Luise die entsetzliche Nachricht beibrachte.

Er hatte sie heute noch nicht gesehen. Jetzt war es Nachmittag und man erwartete ihn gewiß wie immer zum Kaffee. Luise hatte jedenfalls wie sonst für ihn einen guten Kuchen gebacken, den Kaffeetisch festlich gedeckt und mit einer Vase Blumen geschmückt, wie das ihre stille Art war. Und er kam nicht, konnte ihr nicht unter die Augen treten. Sie warteten auf ihn, der Kaffee mußte längst kalt geworden sein. Jedenfalls konnten sie sich sein Fernbleiben nicht erklären und mußten in Angst und Sorge um ihn sein, weil sie nichts von ihm hörten. Und er lief verzweifelt und mutterseelenallein in der Stadt herum.

Die Soldaten seines Regiments, die ihren Sonntagsnachmittagsurlaub dazu benutzten, die Bierlokale der Stadt zu besuchen, wunderten sich, zu einer Zeit, wo sonst kein Offizier auf der Straße zu sehen war, dem Leutnant zu begegnen. Daß die Untergebenen ihn grüßten, merkte er gar nicht, während er sonst eifrig darauf bedacht war, auf den Gruß der Soldaten zu danken, um nicht die Leute hochmütig zu verlegen.

Er war eben zu sehr mit sich beschäftigt, um auf die Augenwelt zu achten.

Was sollte er tun? Sollte er nicht wenigstens ein paar Zeilen schreiben und sie an Luise schicken, daß sie nur ein Lebenszeichen von ihm erhielt? Aber was sollte er schreiben? Sollte er seine Braut anlügen, um irgend einen Grund seines Fernbleibens anzugeben? Höchstens konnte er sagen, daß er krank sei — das war er wahrhaftig von den furchtbaren Aufregungen. Aber wen sollte er zur Braut schicken? Er sah nach einem Dienstmann, aber weit und breit war keine rote Mütze zu sehen.

Als er wieder einem Trupp Soldaten begegnete, erkannte er einige Gesichter aus seiner Kompanie. Er rief einen von den Leuten heran, fragte ihn, ob er ihm etwas besorgen wolle, und schrieb ein paar Zeilen auf eine Seite seines Taschenbuchs, die er herausriß. Ein Kuvert lag auch in dem Taschenbuch, das er benutzen konnte, und er schrieb, wie stets, um das Bekanntwerden seines Verhältnisses zu verhüten, den Namen der Frau Geheimrätin von Stahl auf die Vorderseite des Umschlags. Mit dem Brief und einem Trinkgeld trollte sich der Soldat.

Jetzt, wo seine Gedanken wieder wacherüttelt waren, raffte sich Friedrich zu einem neuen Schritt auf. Er erinnerte sich daran, daß in der Zeitung oft die Adressen von Geldverleihern standen, und er beschloß, an mehrere zu telegraphieren, sie sollten ihm ihre Bedingungen schicken. Er begab sich in seine Wohnung, suchte sich die vertrauenswürdigsten Adressen heraus, dann schrieb er die Telegramme. Darauf ging er wieder aus und brachte die Telegramme auf die Post. — — —

Am nächsten Tage kamen die Offerten. In fieberhafter Spannung öffnete er die Briefe. Da — er traute seinen Augen nicht — war auch die Offerte einer Pianofortehandlung. Er hatte sie im ersten Augenblick zur Seite legen wollen, weil

Da las er denn das gedruckte Schreiben: „Auf Ihre gefl. Anfrage teilen wir Ihnen hierdurch ganz ergebenst mit, daß wir Ihnen unter folgenden Bedingungen zu Diensten stehen. Wir gewähren Darlehen an Beamte und Offiziere unter den kulantesten Bedingungen. Um jeden Schein unerlaubter Geschäfte dabei zu vermeiden, geben wir weder bares Geld als Darlehen, noch verlangen wir von unseren Herren Kunden Zinsen. Vielmehr ist unser Geldvermittlungsgeschäft auf folgender Grundlage aufgebaut. Wir vertreiben vorzügliche Pianos renommierter Fabriken. Auf Wunsch übersenden wir unseren Herren Kunden Pianos in jeder Preislage auf Kredit gegen einen einfachen Dreimonatswechsel. Unsere Herren Kunden verkaufen dann die Pianos gegen bar in ihre Bekannten und erhalten auf diese Weise das gewünschte Geld. Sollten Sie, geehrter Herr, — — —“

„Falschschneider!“ rief der Leutnant empört und zerknitterte das Papier.

Dann las er weitere Angebote. Die meisten boten Darlehen in jeder gewünschten Höhe, aber nur gegen völlige Sicherheit, Hypotheken, Wechsel, Bürgschaft, Faustpfand. Er hatte aber nichts als Sicherheit, weder Wertpapiere noch Kostbarkeiten. Wie sollte er da Geld erhalten? Darauf fiel doch keiner der geriebenen Geschäftsleute herein, daß er ihm das Geld ohne Sicherheit lieh.

Der Offizier war verzweifelt. Nirgends ein Ausweg. In kurzer Zeit mußte das Geld bezahlt werden, es gab keine Frist, oder sein Name war geschändet, seine Ehre war besetzt. Sollte er sich denn noch einmal bei seinen Genossen im Unglück einen Rat holen? Was sein Vetter vorhatte, wie der die Schuld bezahlen wollte, das wußte er gar nicht. Vielleicht konnte der aber etwas raten. Deshalb beschloß er, ihn am Abend aufzusuchen.

Als er sich in der Dämmerung entfernen wollte, kam ein Mann zu ihm, der ihn in einer persönlichen Angelegenheit sprechen wollte. Der Offizier ließ den Besucher in sein Zimmer treten und schaute ihn sich genauer an.

Es war ein älterer kleiner Mann mit grauem Bart, listigen Augen, krummer Nase und fahlem Kopfe, mit dem er unausgesetzt nickte. Seine ganze Erscheinung ließ keinen Zweifel darüber, daß es ein Sohn Israels war.

„Verzeihen der Herr Leutnant, wenn ich mir die große Ehre nehme, den Herrn Leutnant zu besuchen. Der Herr Leutnant ist ein großer Mann, ich bin ein armer Jüd. Der Herr Leutnant haben mir aber ein Telegramm geschickt und deshalb komm' ich selber, um den Herrn Leutnant zu dienen. Ich denke, wir werden schon einig werden mit unserem Geschäftchen.“

Dem Leutnant war der demütige süßliche Ton des Hebräers widerlich. Aber er bezwang seinen Unmut und fragte: „Wie heißen Sie?“

„Salme Heyum, gnädiger Herr Leutnant. Ich bin Handelsmann. Der Herr Leutnant brauchen ein Darlehen — wie viel brauchen der Herr Leutnant?“

„Ich weiß noch nicht genau — zwanzig- bis dreißigtausend Mark.“

Jedes Wort, das er zu dem Israeliten redete, kostete ihn eine Ueberwindung.

„Ist ein großes Geld, dreißigtausend Mark, ist grausam viel Geld. Wann wollen der Herr Leutnant das viele Geld haben?“

„Sogleich.“

„Ich will dem Herrn Leutnant geben das viele Geld, weil der Herr Leutnant ist ein großer Mann und ein mächtiger Mann. Aber was gibt der Herr Leutnant dem armen Jüd für Sicherheit?“

Da war es schon wieder! Auch der wollte Sicherheit. Er mußte lachen, ob er wollte oder nicht.

„Nu, der Herr Leutnant werden doch nicht glauben, daß ich ihm kann geben das viele Geld ohne Sicherheit? Haben der Herr Leutnant keine Wertpapiere oder Edelsteine oder einen tauglichen Bürgen? Der Herr Leutnant haben gewiß einen Verwandten, wo setzt seine Unterschrift mit auf das Papierchen. Oder der Herr Leutnant machen bald eine gute Partie und können mir mit Leichtigkeit das Geld zurückzahlen.“

Das Blut schoß dem Offizier zum Kopfe. Er zwang sich wieder zur Ruhe.

„Dazu ist keine Aussicht.“

„Wenn der Herr Leutnant erlauben, nenne ich dem Herrn Leutnant die Adresse von einem Schachfen, wo hat gemacht

„Schweigen Sie!“

Friedrich von Rottmann zitterte vor Zorn über die Worte des Israeliten.

„Nu, wie heißt? Wenn der Herr Leutnant nicht wollen — aber ich muß doch Sicherheit haben!“

„Sicherheit!“

Salme Heyum schwieg eine Weile. Er überlegte sich etwas, traute sich aber nicht mit der Sprache heraus. Endlich machte er eine gewaltige Anstrengung sich zum Sprechen zu zwingen.

„Herr Leutnant, mir ist klar, daß der Herr Leutnant mir keine Sicherheit wird geben können. Unter diesen Umständen kann ich dem Herrn Leutnant nur dann das Geld geben, wenn der Herr Leutnant sich verpflichtet, mir einen Schuldschein über fünfzigtausend Mark auszustellen und mir die Summe in zwanzig Jahren zu zweitausendfünfhundert Mark jährlich zurückzahlen. Wird eine Jahresrate nicht bezahlt, ist die ganze Summe auf einmal fällig.“

„Was? Fünfzigtausend Mark?!“ schrie der Offizier erregt. „Wissen Sie nicht, daß das strafbar ist?“

„Wie heißt strafbar? Ist es denn strafbar, wenn ein feiner Herr, der sich leicht Geld von einem armen Jüd, das Geld nicht zurückzahlt? Was habe ich verloren schon so viel Geld an die feinen großmächtigen Herren! Was ich bei dem einen verliere, muß ich bei dem anderen wiedergewinnen. Das Risiko ist zu groß.“

„Da soll ich mein Leben lang jährlich zweitausendfünfhundert Mark zahlen?“

Wieder schwieg der Hebräer eine Weile. Es war so düster im Zimmer geworden, daß der Leutnant sein Gesicht nicht mehr sehen konnte. Er hatte ganz vergessen, nach Licht zu rufen. So entging es ihm völlig, was auf Salme Heyums Gesicht vorging, und er war starr vor Erstaunen, als er dessen Worte hörte.

„Herr Leutnant, ich gebe Ihnen die dreißigtausend Mark ohne Sicherheit, ich gebe Sie Ihnen ohne Zinsen und verzichte auf Rückzahlung, wenn Sie eins tun —“

„Was?“

„Herr Leutnant, ich gebe Ihnen nicht allein die dreißigtausend Mark, ich gebe Ihnen zehnmal soviel als Mitgift, wenn Sie sich verpflichten —“

„Ihre Tochter zu heiraten, meinen Sie wohl? Nein, Herr Heyum, auf das Geschäftchen bedaure ich nicht eingehen zu können!“

„Nu, verzeihen der Herr Leutnant. Dann gehe ich wieder. Wünschen guten Abend.“

Rottmann war allein im Zimmer.

Er fühlte, wie die Schamröte ihm ins Gesicht gestiegen war. Welchen Demütigungen hatte er sich ausgesetzt durch seine unbesonnene Tat! Aber was waren diese Demütigungen gegen die anderen unseligen Folgen. Er hatte kein Geld austreiben können, um die Schulden zu bezahlen, jetzt war er verloren. Jetzt blieb ihm nur die Kugel, um seinen Namen vor der Schande zu retten. Und seiner Braut mußte er das Entsetzliche antun.

Verzweifelt aufstöhnend sank er zusammen. Er war keines Gedankens mächtig, wirr tobten die Empfindungen in seinem Hirn. Er wollte leben, er wollte seiner Luise das fürchterliche Leid ersparen, aber jeder Weg war ihm verschlossen. Nur noch nach Tagen zählte sein Leben, jede Stunde konnte James Hobbing dem Regiment Mitteilung machen, daß ein Offizier desselben seine Ehrengeld nicht bezahle — dann war sein Geschick entschieden. Die Schande konnte er nicht überleben.

Sollte er Luise noch einmal wiedersehen?

Sollte er ihr mit erzwungener Harmlosigkeit unter die Augen treten, wo er den Gedanken der Selbstvernichtung im Herzen trug? Sollte er sich diese fürchterliche Qual antun? Aber Luise würde ihn wohl durchschauen, der scharfe Blick ihrer Liebe würde erkennen, daß er verzweifelte Gedanken in seinem Hirn wälzte, daß sein Leben zerstört war. Er dachte an den entsetzlichen Abschied, wenn sie noch einmal ihren Mund auf seine Lippen drücken würde, die bald darauf für ewig verstummt und erkaltet sein mußten, wenn sie noch einmal seine Hand ergreifen würde, mit der er gegen sein Leben den vernichtenden Schlag führen wollte.

Sollte er aber ohne Abschied von ihr gehen? Sollte er ihr den Schmerz antun? Sie hätten noch ein paar Stunden seines Lebens gemeinsam verbringen können — nein, nein, das war ihm unmöglich.

(Fortsetzung folgt).



Vom Geburtstag des Kaisers: Schulknaben auf einer der eroberten Kanonen vor dem königlichen Schloß in Berlin.

Ein Pfadfinder als Samariter. Ein 18-jähriger österreichischer Pfadfinder,

Adam Panasibicz aus Przemyśl (Galizien) übte drei Tage im dichtesten Schrapnellregen Verwundetenpflege aus, begleitete einen Verwundeten-Transport nach Wien und ist jetzt im Reservespital VI weiter tätig



Vom Kriegsschauplatz in Russisch-Polen: Erstürmung einer russischen schweren Batterie vor Warschau. Nach einer Zeichnung v. Martin Trost

Druck und Verlag: Neue Berliner Verlags-Anstalt, Aug. Krebs, Charlottenburg bei Berlin, Berliner Str. 40. Verantwortlich für die Redaktion der Neuen Berliner Verlags-Anstalt, Aug. Krebs: Max Götterlein, Charlottenburg, Weimarer Str. 40.